

Theo Gehm

## Fifteen Years After

Die kurze Geschichte von der Gründung einer Psychosozialen Beratungsstelle inspiriert durch kritisch-psychologische Überlegungen und eine kurze Rezeptionsgeschichte der Kritischen Psychologie und ihrer Veränderung durch die Gründung einer Beratungsstelle

Wer hier eine umfassende Auseinandersetzung mit dem Anspruch der Kritischen Psychologie, von der utilitaristischen zur kritischen Praxis zu führen, erwartet, wird enttäuscht werden. Ich möchte eine Geschichte erzählen oder zwei:

Einst, als die Studenten noch Bärte trugen und die Studentinnen noch erd-farbene Pullover strickten (. . .) Nein, so kann ich nicht anfangen. Unser Suchen damals (1977) war mehr als eine Attitüde, und darum muß ich auch anders schreiben. Wir waren unzufrieden mit den Studienbedingungen an einem (damals) fast ausschließlich empirisch und dabei wenig methodenkritisch orientiertem psychologischen Institut (in Marburg). Es gab – das sage ich aus der Sicht von heute – wenig gute Lehre und wenige gute Lehrer. Wir fühlten uns alle irgendwo neu angekommen aber auch verloren, weil wir uns, unsere Bedürfnisse, unsere Erfahrungen und Überlegungen, und auch unsere Probleme in dem Lehrangebot nicht wiedererkennen konnten. Wir, das waren etwa 20 Student(inn)en im ersten und dritten Semester Grundstudium Psychologie zusammengewürfelt durch die ZVS oder irgendwie angezogen vom Ruf einer idyllisch alternativen Unistadt Marburg.

Wir kannten kaum etwas von ihr. Aber schon bald erschien uns die Kritische Psychologie als ein Erklärungsmodell, das uns all das um uns herum zu verstehen verhieß in ihrem Bemühen, die Gewordenheit der Dinge in den Mittelpunkt der Reflexion zu stellen, und als Hoffnungsträger durch ihre Betonung der Veränderbarkeit alles Gewordenen. Das war für viele eine Liebe auf den ersten Blick: Ein ernsthaftes und geschlossenes Erklärungsmodell für und gegen den unreflektierten Methodenpluralismus.

In der Vorbereitungsphase für den 2. Kongreß Kritischer Psychologie 1978 in Marburg machten wir dann ernst und gründeten eine Arbeitsgruppe, um das Gute, Wahre, Schöne genauer kennenzulernen, unsere AG Krit. In der Folgezeit lasen wir Klaus Holzkamps »*Überwindung der wissenschaftlichen Beliebigkeit psychologischer Theorien durch die Kritische Psychologie*« und hatten das Gefühl, die Beliebigkeit in unserem Lehrangebot wenn nicht überwinden so doch erkennen zu können. Wir lasen Ute Holzkamp-Osterkamps Arbeiten über Motivation und Emotion, Wolfgang Jantzens Buch über Psychopathologie, nahmen

fast alle an einem Blockseminar von Frigga Haug über Verhaltenstheorien teil, einige fuhren nach Berlin – zwei Leute sind damals am PI geblieben – und natürlich arbeiteten wir uns durch die »*Sinnliche Erkenntnis*«, dies drei Semester lang.

Viel später gab es einen Reader über Praxisprojekte am Fachbereich und da haben wir in einem Artikel über uns selbst geschrieben, daß »*wir uns in anfangs wechselnder, später immer stabilerer Besetzung etwa 8 Semester lang mit der Theorie der Kritischen Psychologie (. . .) auseinandergesetzt und es dabei geschafft (. . .) (haben), ein rationales Gegengewicht zu der verwirrenden, theoretisch oft kaum reflektierten Analempirie am hiesigen Fachbereich zu schaffen. Einen Kontrapunkt, was das eigene Studium und das eigene Selbstverständnis angeht.*« Stark gesprochen. Mag sein, daß wir die elitärste Arbeitsgruppe am Fachbereich waren, was uns manche auch ein bißchen neidisch nachsagten, aber wir waren auf jeden Fall eine, die sehr lange hielt.

Das war wohl kein Zufall. Wir hatten eine Theorie, die uns direkt zur Tat führen sollte, zumindest darauf aufmerksam machte, wie wichtig die war, und wir nahmen alle an, daß es »*nichts Praktischeres als eine gute Theorie*« gibt, auch wenn wir damals von Kurt Lewin noch nichts gehört hatten. Und wir haben auch einiges bewegt: Viele von uns haben Tutorien geleitet, waren Mitglieder des Fachschafts- oder Fachbereichsrats. Wir haben uns um Lehrplangestaltung bemüht, mit Geschick und spektakulären Aktionen eine Regelstudienzeit verhindert, ein größeres Fachschaftszimmer organisiert und einige glückliche Male sogar Lehraufträge im Bereich Wissenschaftstheorie oder über Kritische Psychologie durchsetzen können. Vor allem hatten wir eine Art kleiner Heimat, mit dem regelmäßigen Termin am Montagabend um 18.00 Uhr und einer Reihe sonstiger Arbeits- und Privatbeziehungen in diesem Rahmen.

So weit, so gut. Aber, irgendwann auch nicht mehr: Der Artikel, aus dem ich eben zitiert habe, trug den Titel: »*Historisch-kritischer Abriß der Entstehung eines Zentrums psychosozialer Versorgung unter den besonderen Bedingungen des ausklingenden Kapitalismus in seinen letzten Zügen am Beispiel projektorientierter, in wechselseitiger Sympathieentwicklung mittels kooperativer emotional sich absichernder Tätigkeit befindlicher, ihre Lebens- und Arbeitsbedingungen produktiv entwickelnder und kritisch reflektierend lernender Individuen im Vorfeld allgemeinen sogenannten moralischen Verfalls: Oder: Wie entstand die LOK?*« Damit hatten wir die Länge mancher Überschriften in Vater Holzkamps Büchern erreicht, aber im Nachhinein ein ganz schön großes bißchen ironisch auch zum Ausdruck gebracht, daß da auch einiges Unbehagen entstanden war.

Ob da zu viel Kopf oder zu wenig Bauch war, ist wohl schwer zu entscheiden. Auf jeden Fall erlebten wir eine ziemlich kritische Umbruchphase, die damit zusammenhängen kann, daß ein theoretisch angelegtes Studium, das zur Praxis befähigen soll, eben an enge Erfahrungsgrenzen stößt, auch dann, wenn

man sich mit einer ansprechenden und praxisorientierten Theorie beschäftigt. Der Gedanke, daß der Leidensdruck, den wir erlebten, symptomatisch ist für viele, die von Handlungen sprechen und dies als Weg zur Praxis sehen, scheint mir heute zumindest nicht ganz von der Hand zu weisen.

Wir merkten bald, daß es uns wenig half, daß wir das reflektieren konnten, und wollten etwas daran ändern. Unsere Motive waren vielfältig: Wir wollten ein Projekt, weil wir sinnvolle Arbeit leisten und die Welt ein klein wenig verändern wollten, weil wir irgendeine Alternative zu dem Integrierten – aber vornehmlich verhaltenstheoretisch ausgerichteten – Klinischen Curriculum am Fachbereich suchten, das uns damals schon, was die therapeutischen Möglichkeiten angeht, ein wenig kurzfristig vorkam, aber auch, weil wir nach all der Theorie auch die Kritische Theorie fragten »so what?«. Und keine Antwort von ihr bekamen.

Bei all diesen Motiven war unsere Suche nach Praxis dann auch zunächst ganz ungerichtet und wenig erfolgreich. Wir lasen damals Ole Dreiers Arbeit über »*Familiäres Sein und familiäres Bewußtsein*«, einiges über Arbeitslosigkeit und stocherten dann in zwei Wochenendworkshops in alternativen Mühlen an alternativen Projektgedanken. Bei Ideen von der Arbeitslosenbetreuung mit Fahrradwerkstatt bis zur Frauenarbeit ging es um eine Umsetzung unserer »historisch-kritischen« Überlegungen in eine kritische Praxis. Beides manchmal himmelweit voneinander entfernt, und zudem so weit von unserer eigenen Erfahrungswelt.

Wie weit es überhaupt möglich ist, aus gesellschaftskritischen Überlegungen eine grundlegend bessere Praxis zu schaffen, weiß ich nicht. Mittlerweile könnte ich viele kluge Köpfe, und nicht nur unkritische, nennen, die die Chancen dafür vorsichtig beurteilen. Ich finde, die Frage sollte einem auch eine Weile im Kopf bleiben, denn – wie James G. March es einmal ausgedrückt hat – »*The world has an uncomfortable way of not permitting itself to be fitted into clean classifications.*« (zitiert nach Probst, 1987, 539). Ein bißchen simpler und handlungsbezogener formuliert habe ich das vorhin in Sten Nadolnys Roman über die »*Entdeckung der Langsamkeit*« gelesen: »*Das Richtige konnte man schon tun, aber es war immer möglich, daß alle anderen es für das Falsche hielten. Sie konnten sogar recht haben.*« (115). Wer es einem Schriftsteller nicht glaubt, soll einmal Systemtheoretiker lesen. Vielleicht ist die Welt so komplex, daß wir auch im besten Bemühen allenfalls Fehler vermeiden können, und von einer Planbarkeit nicht die Rede sein kann.

Aber, das war damals nicht unser vordringliches Problem. Wir wollten einfach eine neue Art von Praxis, unter Berücksichtigung all dessen oder zumindest einiger Punkte, die wir gelesen hatten, neue Konzepte, egal was das bedeutete, die Beschränkungen und Fehler der alten kannten wir ja aus der Literatur und aus einigen eigenen Erfahrungen. Und so überlegten wir denn.

Ich glaube nicht, daß wir da heute noch sitzen würden und diskutieren, wie

das Neue denn aussehen würde. Schließlich gab es bei uns im Fachschaftsraum ja das Plakat mit dem untergehenden Boot, wo einige erhitzt diskutierende Besatzungsmitglieder im größten Sturm immer noch die beste Strategie zur Überwindung von »was-weiß-ich-allem« suchten. Wir waren also gewarnt.

Aber wir hatten auch noch Glück. Denn dann kam – wie in Pasolinis »*Theorema*« – ein Engel, oder genauer: zwei, die alles durcheinander- und damit zusammenbrachten: Wir schlossen uns damals mit recht knapper Entscheidung an eine junge Projektgruppe an, die mit ziemlich abenteuerlichem Konzept eine Beratungsstelle gründen wollte und die dafür den »*Verein für Beratung und Therapie für Arbeitnehmer und ihre Familien*« gegründet hatte.

In dem oben genannten Erfahrungsbericht schrieben wir über die Arbeit in unseren ersten Jahren: *Es hatte sich »gezeigt, daß es vorerst nicht möglich war, eine Finanzierung aus öffentlichen Geldern zu erreichen. Da es für aussichtsreicher gehalten wurde, vor weiteren Bemühungen um eine Finanzierung erstmal den Bedarf nachzuweisen, hatten (wir) beschlossen, erst einmal ins kalte Wasser zu springen und hatten auf eigene Kosten Räume (...) angemietet. Im November 1981 konnte die Beratungsstelle ihre Arbeit aufnehmen. Die Finanzierung verlief recht abenteuerlich, nach dem Robin-Hood-Prinzip: Mit den Einnahmen aus GI-Ausbildungskursen, Supervisionen und Selbsterfahrungsgruppen, wurden Miete, Telefon usw. bezahlt, der Besuch der Beratungsstelle (...) war dagegen kostenlos. Da kein Geld für feste Stellen da war, gab es zunächst nur ehrenamtliche Mitarbeiter.«* Kurz, wir mieteten Räume an und gründeten eine Beratungsstelle. Einfach so. Und zunächst getragen nur von unserem materialistischen Idealismus. Das war unsere LOK (und keiner weiß mehr genau, warum das Projekt so genannt wurde, außer, daß wir damals noch in der Bahnhofstraße zu finden waren).

Die Erinnerungen aus dieser Zeit zeigen einen losen Haufen von 20 Haribos essenden, therapeutisch ziemlich unbedarften Leuten in einem großen Teamraum, der aber auch oft nicht zu benutzen war, weil wieder einmal eine Ausbildungsgruppe dort tagte, die das Geld für unsere Miete brachte, dann eben in dem viel zu kleinen Büro, ein weiteres Beratungszimmer, von wo aus man Schnuffi, den Hund unserer Vermieterin, hören konnte, ein von Thomas wirklich liebevoll eingerichteter Kindertherapieraum (ohne Tageslicht, dafür mit Tischfußball, was damals wichtig wurde), einen Stapel Kataloge diverser Versandhäuser und einen Haufen regenbogenfarbener Gummistiefel.

Die Gummistiefel zeigen einem aufmerksamen Leser: Hier war etwas geschehen. Die erdfarbenen Pullover waren out, Farben waren in. Und das war kein Zufall: Hier hatte sich in ganz kurzer Zeit ganz viel geändert.

Wir hatten die Gesprächspsychotherapie kennengelernt und damit eine neue Welt. Nein, noch mehr: wir hatten unsere Gefühle entdeckt, gemerkt, daß wir nicht nur uns vergegenständlichende / uns weiterentwickelnde / oder was auch immer für Individuen waren, sondern Leute mit ziemlichen Problemen: Wir

waren plötzlich auch traurige, beziehungsgestörte, elternegequälte, verlassene, orientierungslose, weinende und deshalb auch auf ganz neue Art lachende, arme reiche Studis. Wir nahmen uns in den Arm, schmusten, träumten nicht nur von einer besseren Zukunft, sondern jede Nacht.

Das war eine ganz neue Welt. Und sie war für viele von uns eine Befreiung aus einer gefühllosen alten. Und unsere Engel waren unsere beiden Gesprächspsychotherapie-Ausbilderinnen. Mehr noch: sie waren unsere neuen Mütter.

Wohlgemerkt und vorausgeschickt: Es gab nicht nur den Rausch einer ganz neuen Form von Selbst-Erfahrung. Es gab auch unsere Arbeit: Damals haben wir in dem oben genannten Reader zur Förderung von Praxisprojekten an der Uni geschrieben: *»Stadtallendorf ist eine Retorten-Stadt, die sich nach dem zweiten Weltkrieg aus zwei ehemaligen Munitionsfabriken und zwei Großbetrieben entwickelte. Dieses häßliche Konglomerat von Siedlungen um eine öde Einkaufsstraße und mit den Verkehrsführungsidealen von Los Angeles besitzt kaum eine gewachsene soziale Struktur. Mit der Ansiedlung von Flüchtlingen aus den 'Ostgebieten' und später der Anwerbung von Ausländern ist ein verfügbarer Pool von Arbeitskräften entstanden. Heute zeichnen sich die Probleme Arbeitslosigkeit und Ausländerfeindlichkeit hier besonders kraß; die Einwohner haben sich in Wahlen hier stets für eine konservative Verwaltung und die alten Werte entschieden.«* Und weiter unten: *»Eine psychosoziale Beratungsstelle hat in dieser Umgebung etwas Exotisches, zumindest sehr Ungewohntes an sich. Wir sind zwar begrüßt, aber Geld ist nicht für uns locker zu machen, auf Unterstützung ist kaum, eher auf Duldung, zu rechnen.«*

Heute (1992) sieht das etwas anders aus und dies nicht nur in der Lesart eines Hochglanzprospekts für unseren Trägerverein: Aus einer sind zwei Beratungsstellen mit zehn festen Mitarbeitern und einem Jahresdebutat von rund 600 000 DM geworden. Der Landkreis ist an der Deckung der laufenden Kosten hoch beteiligt, weitere Anteile bringen Land, Landeswohlfahrtsverband und Kommunen auf.

Vieles hat sich geändert, vor allem aber mußten wir vieles ändern. Zunächst uns: Aus einer studentischen und zunächst rein ehrenamtlichen Initiative mußte eine Organisation werden, die mittlerweile offizieller Ansprechpartner für den gesamten Landkreis ist. Hier waren viele Brüche zu verkraften und Abschiede zu nehmen:

Vor allem mußte die gesamte Arbeit auf eine ganz neue Art pragmatischer angegangen werden, und das hieß nicht immer sinnvoller. Weh getan hat dabei vor allem der Abschied von dem ursprünglichen Konzept eines umfassenden Beratungszentrums, wo jeder hätte kommen können, den irgendwo der Schuh drückte, und das uns gerade in unserem ländlichen Raum sinnvoll erschien, weil für einen Außenstehenden ohnehin schwer einsehbar ist, was jetzt psychiatrische Grundversorgung, was Krisenintervention und was Arbeit mit Suchtproblemen ist. Hier wollte das Land Hessen nicht mitspielen, es gab Konkurrenz

von anderen Institutionen, die sich für Teilgebiete der Arbeit ebenfalls zuständig fühlten, auch wenn das im 40 km entfernten Marburg war, und es gab auch eigene Querelen.

Also zwei Beratungsstellen, eine Trennung, die wir ursprünglich nie hätten begründen können und wollen, und damit ein Abschied von Idealvorstellungen, häufig auch von rationalen Überlegungen und eine Anpassung an organisatorische Gegebenheiten. Diese Trennung in zwei Beratungsangebote (LOK I, mit der vornehmlichen Zielrichtung auf eine gemeindenahe Versorgung im Bereich schwerer psychischer Störungen, und LOK II, mit den Schwerpunkten Sucht-, Jugend- und Erziehungsberatung) hat die Dynamik des Teams (denn ein Team waren wir dann doch) über Jahre in Bewegung gehalten, ebenso wie der Umstieg auf Professionalisierung, der erfolgte, als wir so langsam alle ein Diplom hatten, und (zuerst über ABMs) auch Gelder da waren (um die unter der Decke gekämpft werden konnte).

Aber wie bei jedem Abschied, haben sich hierdurch auch neue Perspektiven eröffnet, und vielleicht hat dieser Teil der Geschichte ein Happy End, zumindest hat das Team in den letzten zehn Jahren ganz viel erreicht: Jetzt ist schon abzusehen, daß in den nächsten Kapiteln der Geschichte stehen wird, wie die LOK I ein gemeindepsychiatrisches Verbundsystem nach den Vorstellungen der Experten-Kommission verwirklicht hat, wie sie dabei die Pflichtversorgung auf unterschiedlichen Gebieten in einer Trägerschaft übernommen hat, und dabei Aufgaben angeht, die bisher ausschließlich von Landeskrankenhäusern übernommen werden. Es wird zu lesen sein, wie ein Projekt mit betreutem Wohnen entstanden sein wird und wie die LOK II sich verstärkt dafür eingesetzt hat, daß bestehende Versorgungslücken im Bereich Erziehungs- und Suchtberatung endlich geschlossen werden. Heute schon bilden Ausländerarbeit (mit Gruppen für psychosomatisch erkrankte Türken), eine relativ eigenständige Schwangerschaftskonfliktberatung und diverse Präventionsprojekte neue Schwerpunkte.

Eine Kontaktadresse steht am Ende des Artikels für alle, die mehr wissen wollen über die LOK. Ich verspreche, Interessierte werden einen vielgestaltigen und spannenden Arbeitsbereich, nette Leute (und möglicherweise auch eine andere Sicht der Geschichte der LOK) kennenlernen.

Aber zurück zur anderen Geschichte. Was ist denn geblieben von unserer guten alten AG Krit? Wo ist denn das Kritische hingekommen?

Hier zerfasert sich der Gedankenstrang naturgemäß, denn wir sind als Arbeitsgruppe schon lange nicht mehr zusammen, und so könnte höchstens jeder einzelne seine eigene weitere (bewegende, und sicher auch gebrochene) Rezeptions- und Umsetzungsgeschichte schreiben. Irgendwann 1986 hatten wir eines unserer letzten Treffen, damals »I. Arbeitstreffen Kritischer Psychologen in der Pampa« genannt (und von einigen auch so von der Steuer abgesetzt), in dem wir uns – damals schon aus gewisser Distanz – Zeit nahmen, Erfahrungen und Erinnerungen zu diesem Thema auszutauschen. Thomas, einer unserer

Theorieköpfe, hatte in einem Papier dazu geschrieben, daß wir mit der Arbeit in unserer alten AG KriPs zuerst einmal »unseren linken Überichdruck« hatten loswerden wollen und können.

Vielleicht sind wir im Laufe der Zeit das linke Überich gleich ganz losgeworden. Nach unserer Beratungsstellengründung und unseren Selbsterfahrungen haben wir jedenfalls kaum noch über die historische Dimension von Wissen und die gesellschaftlichen Bedingungen dessen praktischer Umsetzung nachgedacht. Wir haben stattdessen mit dem Landrat verhandelt, über die Kindheit von Klienten assoziiert, uns unsere Träume erzählt und Rollenspiele gemacht. Die Fragestellungen waren insgesamt konkreter, greifbarer und damit handhabbarer geworden, aber der Bezug zu einer Gesellschaftstheorie war nicht mehr zu erkennen.

War das also ein Weg zurück zur utilitaristischen Praxis, zur Praxis ohne Reflexion, ein Abschied von der guten alten AG KriPs und war das typisch oder gar notwendig? Ich halte die Frage für wichtig, gerade heute, aber, ich denke sie sollte anders gestellt werden: Es ist oft die Rede vom Praxisschock und von der Flucht ins Machbare, seltener von dem Verbliebenen, und wo es geblieben ist. Und darum geht es.

Vielleicht ist unsere Geschichte da sogar ein bißchen exemplarisch: Wir waren eine Theorie-AG und sind dann – kaum hatten wir eine Therapieform kennengelernt – übermannt/überfraut worden von einer neuen Erfahrung: Wir durften weinen, weil jeder weinen darf, wir durften Angst haben, und das ohne Begründungszusammenhang, wir durften uns freuen, und das über alles mögliche ohne Reflexion, ob die Gummibärchen jetzt unter uns zu leiden hatten, oder wir einen Widerspruch dadurch ignorierten. Nein, es gab überhaupt keine Theorie mehr (außer vielleicht Fritz Riemanns »*Grundformen der Angst*«, eine Taxonomie, die wir früher als ahistorisch bezeichnet hätten, aber in der wir uns jetzt wiedererkannten und wiedererspürten.) Das war für uns ein so wunderbares Gefühl, das ich jeden Seminarteilnehmer verstehen kann, der viel Geld für genau dieses Erleben ausgibt.

Zurück also ganz schnell zur utilitaristischen blinden Praxis, dem Herumwurschteln zwischen Machbarkeit und Sachzwängen, und das als stilles Glück im Winkel, den wir uns gegraben hatten, und weg mit den anstrengenden dicken Büchern? Das soll's öfter geben. Aber, ich glaube, unsere Entwicklung war insgesamt anders:

Vielleicht hatten wir einfach Glück gehabt und beides: Vater und Mutter für unser Projekt, in Form einer rationalen und umfassenden Theorie und später auch noch einen Weg zu unseren Gefühlen. Vielleicht durften wir uns wohlfühlen mit einer Therapieform, wie der Gesprächspsychotherapie (oder später für auffallend viele von uns der Körpertherapie), wo es erst einmal nur ums Fühlen geht, weil wir uns zuvor lange genug an Erkenntnismöglichkeiten und deren Begründungszusammenhängen abgearbeitet hatten. Auf der Theorieseite konnte

uns nicht mehr viel passieren. Und vielleicht durften wir loslassen, weil wir wußten, wie man theoretisch zupackt? Mag sein.

Aber noch einmal gefragt und diesmal schärfer: Was ist aus dem gesellschaftskritischen Ansatz geworden, der uns lange beschäftigt hatte? Sind wir auseinander gelaufen wie die ganze Bewegung, der wir uns einmal zugehörig gefühlt hatten? Ich glaube, auch das wäre das falsche Bild. Für viele.

Für ein treffenderes muß vielleicht der alte Begriff des Aufgehoben-Seins erhalten: Irgendwo in unseren Köpfen wird etwas hängengeblieben sein von unserer alten AG, aber auch von den vielen theoretischen Überlegungen, handlungsleitend, wie sie waren dem eigenen Anspruch nach, aber auch aus unserer Entwicklung nachvollziehbar. Das kann nicht jede Theorie mit dieser Sicherheit von sich sagen, und das wird – neben vielem anderen – weiter handlungsleitend sein. Daß einmal durchgeführte Handlungen das weitere Denken beeinflussen, wissen ja schließlich schon die experimentellen Sozialpsychologen.

Wie, läßt sich allgemein aber wohl kaum sagen. Vielleicht liegt eine Antwort hier ganz auf der Ebene subjektiver Lebensbeschreibung, und vielleicht ist die damit resultierende Vielfalt, die Heterogenität und das Auseinanderlaufen von Entwicklungen auch typisches Merkmal nicht nur unserer Rezeptionsgeschichte. Aus der Distanz betrachtet, scheint mir, es ginge gar nicht so um die Umsetzung einer geschlossenen Gedankenwelt, sondern um die Vielfalt von Entwicklungen, die ein Anstoß nehmen kann.

Aus unserer alten AG haben wir jedenfalls mittlerweile einen Betriebspsychologen, der von sich selbst ein bißchen ironisierend sagt, daß er Gewerkschaftskarriere macht, einen Wissenschaftler am Sigmund-Freud-Institut, eine Mutter, die ihre Doktorarbeit im pädagogischen Bereich langsam aufgibt, einer ist seltsamerweise am Psychologischen Institut in Berlin gelandet (was auch eine verwinkelte Geschichte abgäbe), wir haben einen EDV-Spezialisten, der die hessischen Psychiatriedaten verschlüsselt, einen Mitarbeiter in einer psychosomatischen Klinik unter lauter Ärzten, einen sehr guten Kindertherapeuten bei einem kirchlichen Träger und eine Frau, die tatsächlich beim Projekt geblieben ist.

Ob hier unsere alten Vorstellungen aufgehoben sind? Dann mußten sie allerdings einmal umziehen. Und das hat sie wohl verändert. In unserem alten Projekt gibt es mittlerweile – von außen betrachtet und jeder Insider darf widersprechen – drei Generationen: Die letzten Mohikaner aus der Zeit als wir noch mit Feuersteinen und blauen Bänden arbeiteten, die zweite, die dazu kam, als die Beratungsstelle schon da war, aber mehr das Projekt interessant war als der Gedanke einer längerfristigen beruflichen Absicherung, und schließlich Leute, die einen ganz normalen Arbeitsplatz gesucht haben.

Einen ganz normalen Arbeitsplatz? Nein, das nun doch nicht: Beide Beratungsstellen arbeiten nach dem Prinzip von Teamentscheidungen, also ohne einen Chef. Es gibt ein ganz breites Spektrum an therapeutischen Ausrichtungen,



mit starker Orientierung auf unterschiedliche Konzepte aus den Bereichen Familientherapie, Psychodrama und Körpertherapie. Irgendwo sind alle ein bißchen psychoanalytisch orientiert. Vielleicht doch, weil schon die Großvätergeneration ganz unbedingt wissen wollte, was die Welt im innersten zusammenhält oder auseinander fallen läßt, und sich nicht mit kleinen Theorien zufriedengeben wollte. Vielleicht kann diese Offenheit da eher leben, weil wir irgendwann einmal die Begrenzt- und Bedingtheit jeder einzelnen Theorie diskutieren gelernt haben, und das verdanken wir der Kritischen Psychologie. So ist in dem Projekt denn wohl sicher einiges gut aufgehoben im positiven Sinn des Begriffs. Vielleicht lag die Möglichkeit von Vielfalt aber genauso an der Entdeckung der bunten Gummistiefel.

### *Ein Nachwort*

Dieser kleine Bericht ist bewußt subjektiv gehalten. Sicher möchte ich informieren über ein Projekt und seine Entstehungsgeschichte, Anregungen geben, Ähnliches zu probieren oder sich weitere Auskunft zu holen. Andererseits wollte ich eine Geschichte erzählen. Ich bin damit – sicher etwas unkritisch – einer Ursachenanalyse aus dem Weg gegangen.

Ich fühle mich dennoch auf sicherem Grund. Eine Entwicklungsgeschichte, wie die geschilderte, ist – wie jeder komplexe Prozeß – stets vielfach determiniert, und eindeutige Kausalzusammenhänge sind daher wohl die ganz seltene Ausnahme. Nach einem Vorschlag des Physikers und Systemtheoretikers David Bohm (siehe z. B. Bohm & Peat, 1987) sollten Vorgänge dieses Komplexitätsgrads daher auch anders als analytisch, vielmehr von einer Wissenschaft untersucht werden, die sich eher als Erzählerin von Metaphern versteht denn als Analyseapparat. In einem solchen Rahmen werden Begriffe wie »Perspektiven«, »Möglichkeit« und »nützliches Modell« wichtiger, weil mit all ihrer Unbestimmtheit dem Gegenstand adäquater, als das Postulat, »Wahrheiten« über ihn äußern zu können. Eine solche Geschichte wollte ich erzählen.

Vielleicht brauchen wir auch beides, Analysen, die Zusammenhänge transparent machen, auch wenn sie der Wirklichkeit gegenüber stets zu kurz greifen müssen, und Geschichten, die das Denken lenken, auch wenn man über deren Geltungsbereich schon gar nicht sicher sein kann. Manchmal habe ich das Gefühl, die Psychologie, auch die Kritische, bräuchte mehr von der zweiten Sorte.

#### Kontaktadresse:

Psychosoziale Kontakt- und Beratungsstelle LOK I  
3570 Stadtallendorf  
Niederkleiner Straße 44  
Telefon 06428/1035

*Literatur*

- Bohm, D. & Peat, F.D. (1987): *Science, Order and Creativity*. New York
- Dreier, O. (1980): *Familiäres Sein und familiäres Bewußtsein*. Frankfurt: Campus
- Fachschaft Psychologie (1982) (Hrsg.): *Reader: Praxisprojekte am Fachbereich Psychologie*. Marburg
- Holz kamp, K. (1976): *Sinnliche Erkenntnis. Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung*. Frankfurt: Athenäum, Fischer
- Holz kamp, K. (1977): *Die Überwindung der wissenschaftlichen Beliebigkeit psychologischer Theorien durch die Kritische Psychologie*. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 8 + 9
- Holz kamp-Osterkamp, U. (1975): *Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung*. Frankfurt: Campus
- Jantzen, W. (1979): *Grundriß einer allgemeinen Psychopathologie und Psychotherapie*. Köln: Pahl-Rugenstein
- Nadolny, S. (1991) *Die Entdeckung der Langsamkeit*. München, Zürich: Piper
- Pasolini, P.P. (1990): *Theorema oder Die nackten Füße*. München, Zürich: Piper
- Probst, G.J.B. (1987): *Selbst-Organisation. Ordnungsprozesse in sozialen Systemen aus ganzheitlicher Sicht*. Berlin, Hamburg: Verlag Paul Parey
- Riemann, F. (1976): *Grundformen der Angst. Eine tiefenpsychologische Studie*. München, Basel: Reinhardt